

Partie Nr. 197. Vom Anstehenden gleichzeitig mit 3 andern Partien ohne Antritt des Bretts im Anfang der 6ten Jahre zu Kammet geblit. (Zehnmittige 9 Partien enden zugunsten des Ständepfels.)

Table with columns for names and numbers. Includes 'Kreuzlich, Gambit', 'B. Paulsen', 'Seifert jun.', '1. e2-e4', '2. d2-d4', etc.

Verichtsaun.

Zu der vorigen Nummer ist im 16. u. 17. Zuge der Partie Nr. 196 anstatt Se7-g6 und Se6-f4 zu lesen: Lf6-h6 und Lh6-f4.

Keine Mittelfingen.

Der Weissen-Kampfs zwischen Deutschland und England ist als gewöhnlich zu betrachten. Die englischen Spieler wollen nicht um einen Einzelspieler, ohne jedoch für die Deutschen der Kampf unentbehrlich zu sein.

Käufsel.

Charaden.

I. (Dreißig.)

Bon S. R. in Halle.

Die Erste wart und Wein durchbringen Und wie die zweite Silbe klingend, Erst und geht aus laute Kunde, Doch nach zum köstlichen Zeit und Stunde; Dann, wie es allenthalben Sitte, Wieht man sich oftmals noch die Dritte, Bei der man aber ihren Schicksal, Verfügt sich anders besten muß.

II.

Bon S. R.

Ich soll, Verehrte, Ihnen raiben, Wie man errettet die Witze kann? Zunächst ist Silbe G aus der ersten, Nicht Silbe Dret (ein h daran). Auch led'res Wachtel aufzutragen Beim trohen Pfahl sich wohl gebührt, Da zweites nicht das Wunder Bögen Die Dritte und vier, zur Schwärze führt.

Sie wollen schließlich von mir hören, Da Sie mit Prüfen - Sie vergelten's - Bin 3 mal und 3 mal, die Witze eben? Madame! Warum nicht Silbe G aus?

Kabelträthel.

Bon S. R. in Halle.

Es ist ein Fluß in deutschen Gauen, Man kann ihn auf der Karte schauen, Doch um ihn leichter noch zu finden, So laßt man doch hier zu erfinden. Wenn mitten hinein in des Stromes Fluß Der Herrscher Aufstaus zu steigen gerüht, Dann zeigt der Strom mit dem Potentaten Und einen mächtigen Diktatoren; Der einst bei unsem Nachbarn drüben Gewaltig Politik getrieben.

Sonothum.

Bon S. R.

Es sind 6 zuei Worte, ist es meist vergessenes Erbeht sich darüber Kampf und Streit - Vereint jedoch als höchstes Glück des Lebens Soght es die Menschen aus mit weitem Weid.

Anagramm.

Bon G. E.

Einft gog es mit dem Griedenheer Als Bräuer in der Feinde Hand; Jedoch beröhen freuz und Quer, Demnach ein Eier, dem Hund verwandt.

Sonogramm.

Bon S. R. in Halle.

Aus folgenden 25 Buchstaben in 5 Reihen geordnet sollen 5 Wörter gebildet werden, die horizontal und vertikal gelesen das nämliche ergeben:

Table of letters: a a e e i, i o u u, d d g g g, g h i f, n n n n r

Silberträthel.

Bon S. R. in Halle.

Aus nachstehenden 38 Silben sind 12 Wörter zu bilden und so übereinander zu legen, daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen eine an alle mittheilbaren Herzen gerichtete Bitte ergeben.

de, ber, bi, dy, e, e, en, er, do, ga, e, thä, ue, ne, ba, za, ka, li, na, na, na, no, nov, naa, ter, mit, sehe, tri, tar, ra, bel, um, um, chee, lais, wörth, na.

Die 12 Wörter bedeuten: 1. Biederliche Frevlung 2. Baum, 3. Strengsiff, 4. 5. heimliche Elemente, 6. Beschöpfung, 7. galtige Erbs, 8. kritische Stadt, 9. Schach, 10. Königsröcher, 11. böser Mensch, 12. Eibtrücht.

Arithmogarith.

Bon S. R.

Table with columns 1-6 and rows of numbers. Includes 'Eigenschaftsort', 'griechische Insel', 'römischer Feldherr', etc.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ergeben den Anfang eines heimlichen Liebes.

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer: Des Sonogramms: alles, Glas, Glas, Glas. Des Silberträthels: Schwinn, Wein, Wien, Sees, Wische. Des Charades: Schiffsilbne.

Des Sonogramms:

Table with columns a, c, h, a, t, e, o, u, r, h, e, b, r, a, n, u, r, i, c, h, t, r, a, c, h, t

Für die Redaktion verantwortlich: J. B. Dr. A. Koch in Halle.

Druk und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Weiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 15. Halle a. d. S., Sonntag 15. April. 1888.

Inhalt: Reichsgraf Jodel. Eine Erzählung aus der Revolutionszeit von August Becker. - Heiratsplänen der Galt-Raffern. - Bands- und Gaudenbüchlein: Ueber Reichsgraf Jodel. Eine Erzählung aus der Revolutionszeit von August Becker. - Der erste Auszug der Weisen. Entdeckung des Heilbesenbüchleins. - Schach. - Käufsel. - Quailoten: Mannichfaltiges: Ein Bauernprozeß. Literatur und Kunst. Der Nachdruck aller Original-Artikel ist unterzagt.

Reichsgraf Jodel.

Eine Erzählung aus der Revolutionszeit von August Becker.

Man trägt viel gute Stimmung ins Wirthshaus und viel schlechte heraus. Gewiß! Es mag für gewöhnlich gelten. Nach längerer Fußwanderung ist jedoch nichts erquicklicher, als den Abend unter freundslichem Obdach bei einem Glas Wein angenehm mit den Wirthsleuten zu verplaudern. So war ich nach wochenlanger Wanderung über die Sickingen Höhe und durch den Zweibrücker Kessel immer weiter ins Weirich gegen die lothringische Saar hin vorgebrungen und nach Weibelsheim gelangt, wo ich beiläufig im Gespräch mit dem angenehmen Wirths eines Reichsgrafen Jodel erwähnen hörte, der im nahen Mießthal wohne. Ein Reichsgraf in diesem ganz bürgerlichen Lande ohne Adel? Daß das Gebiet an der Blies vor der Revolution den Grafen von der Leyen gehörte, war mir nicht unbekant. Aber das Geschlecht sah jetzt als mediatisirtes Fürstenthum am Lech und an der Aller und bejaß jetzt keinen Fuß Landes mehr in der linksrheinischen Pfalz.

Schubarren im Galopp über die Brücke brückte und mit dem struppigen Kopfe winte: „Dort in der Mühle!“ Damit jagte er ins Dorf hinein, seinen Bruder in einem Mistpfluß am Straßenrand abladen. Ein freischwebendes Weib kam hinten, den Kleinen aus der Taube ziehend, während der Uebelthäter wie ein Windhund austrif. Ich selbst schlug mich indes seitwärts in die Mühle. Erinnerung ich mich doch, daß mir mein junger Gastwirth in Weibelsheim Grüße an den Müller mitgegeben hatte. Ein Hund raste im Hof an der Kette, als ob er sich oder mich erwürgen wollte. Nicht weit davon sah ich einen greiser Mann auf einem Mießstein und ließ sich von der Sonne anschießen. Dabei rauchte er schlechten Kollentabak aus einer kurzen, dunklen Thonpfeife mit einem Deckel von Messingdrapt. Sein Anzug zeigte die im Mießthal übliche alterthümliche Tracht: Schnallenbusch, Wadenrömpfe, firscheleberne Lapphosen, kurzes Tuchwams und weiße Zipfelhaube. Da der Wiesgau zur Wecker Dörzele zählte, trägt die Anlage der Dörfer und der langgestreckten Gebäude unter einem Dache schon lothringisches Gepräge.

Wich des Näheren zu erkundigen, hatte ich beim Abschied in der Frühe vergessen. Und nun leuchtete die Novembersonne mir warm an der Feldkapelle vorüber ins wiesenerische Mießthal hinunter. Weidenbes Vieh, Krähen, die den Kirchthurm umtränzten, rauchende Schornsteine, Mühlengespinner brachte Leben in das nächste Dorfbild. Noch vor der Brücke stieß ich auf einen kleinen Jungen in Zipfelhappe, Hemd, Höschen und nur einem Hosensträger, auf einem Schubkarren sitzend und wartend, daß ihn jemand ins Dorf führe. In der That kam jetzt ein etwas größerer, sonst ähnlicher Junge, der den andern Hosensträger trug, hinter einer Pappel hervor, spuckte in die Hände und spannte sich mit dem Ausruf: „Hopp!“ in das Wehthel. „Heda, Dicker!“ rief ich, „Dicker“ als landesübliche Koseform gebrauchend, „wo find' ich hier den Reichsgrafen?“ „Den Jodel?“ frug der „Dicker“ zurück, indem er den

Das Fremdartige, Ungewöhnliche löste seinen Reiz. Und, freudlich angemüht, bot ich einen frischen Wandergruß: „Guten Morgen, Großvater!“ „Guten Morgen, in Gottes Namen,“ erwiderte der schlaff in sich zusammengefunkelte Alte, indem er seinen Arm müde über die Augen hob, um umgebenet von der Sonne mich betrachten zu können. Er sprach in der langsamen, gedehnten, zaubernden Weise der Leute an der Blies, die kaum ein Wort in derselben Zeit hervorbringen, in welcher der Vorderpfälzer die kräftigsten Sätze herauspölkert. „Und was will der Herr?“ fügte er bedächtig nach einigen Zügen aus seiner Pfeife hinzu.

Mannichfaltiges.

Ein Bauernprozeß.

Ueber die Wirkungen eines in Kiel gefällten Rechtspruches auf die höfsteinischen Bauern wird folgende erpöbliche Geschichte mitgetheilt: Zu einem Rechtsanwalte kam vor kurzem ein Mann, seines Reichthums Gemeindediener eines hochachtbaren Dorfes, mit seiner Tochter und erkrankter, seinen Eintritt mit den Worten: „Ich heß mit Trina's Tochter mitbrücht; Trina heß noch in nich 'n Wüthen lehn'n!“. „Na, Trina, dem bekief mi mal“, sagte der durch die Einleitung erkrankte Rechtsanwalte. Nachdem diese Befichtigung gründlich befragt war, fuhr der Gemeindediener fort: „Ja, was id eigentlich sagen woll. - Se heßt doch de Geschicht 'n' Blad leien von den riken Mann in Bahrenstedt, de dem Bahnwärter ein Hus verpachten harr, wenn de hat wüßte kind fragen würd? - Ja, natürlich kenn id de Geschicht“, erwiderte der Rechtsanwalte. „Na, mi heßt de Bahnwärter hör't Gericht in Kiel moaren, dat he hat verpachten für Erent namet heit, und de Uner heit warrahtig betahlen müßt!“. „Ja, ja, dat weest id all, äwer wo geht Se dat an?“. „Dat mi dat angeht? - eingekneute der Diener der Dori-Herrmandach, und lah den Herrn Rechtsanwalte zu ein Wischen von oben herab an, id heß mi aktat lo'n Sat!“ „Ja, ja“, verthigte Trina, „Walter heit ganz aktat lo'n Sat!“ - „Dat weest! Denn verstellen Se

mi dat mal.“ - „De ol Trina Wüthen is ja nu natürlich forben“, erzählte der Gemeindediener, um da wull id mi natürlich ehr Hus köpen.“ - „Se wullen also dat Hus köpen“, war die Zwischenbemerkung. „Ja, um as id dor her gab, begegent mit de grote Vier Toden Timm, ut'n Dörr, und segt: „Na, wo wullt du denn ud ol, Kösbohm?“ - id kömt le mi akt' in't Dörr. - „Ja wullt de ol Trina Wüthen ehr Hus köpen“, segt id. - „Du segt he, „wat wullt du vor erst henloen, Kösbohm? Du kunnst ju min Hus köpen!“ - Jochen Timm, dat is en grote Buern, um sin Hofstüd is en 20-30,000 M. werth, um id sega: „Ne, dat is mi doch woll to tief!“ - „Na“, segt he, „du kunnst ju mal en Wodd dohn! Kunn't tweebunnert Wart bi di liden?“ - „Ja“, segt id, „weebunnert kunn't lacht liden!“ Du grint he, um kunn ju de Sand hen, um id, nich hul, slag in!“ - „Min beste Mann“, sagte der Rechtsanwalte, „de heit woll Schach meken müßt!“ - „Dat wull id löst nich liden“, erwiderte der hiebere Gemeindediener, „dat le mi in't Dörr mal ins for'n Karren hebbt.“ - „Ja“, fiel Trina ein, „dat kann id betögen, se hebbt all in't Dörr Watter jümmer for'n Karren!“ - „Awer“, fuhr der Gemeindediener fort, „bit is Erent wien, dor kann id en Ged up leiten!“ - „Ja“, bekräftigte Trina wieder, „dat heßt Watter woll hundertmal segt, dat he dor en Ged, up leiten kann!“ - „Min beste Mann!“ sagte der Rechtsanwalte, „nemen Se doch Werrnunt an! Dat kann ju nich ju Erent welen fan!“ -





"Nichts weiter, Großvater," versetzte ich, "als den Müller befragen und sehen, was der Herr Reichsgraf macht."

Ein lebhafter Blick der Wasserblauen, etwas roth geäderten Augen traf mich; ich schenkte, fragend, ablehnend oder aufmunternd? Ich wußte es nicht, bis der Greis endlich erwiderte:

"Da, der macht gut. Da sieht sie ja nicht. Aber woher kommt man denn, von wem ist man gekommen?"

Da nannte ich den Namen meines Medelsheimer Vorfahren. "So, von dem!" meinte der Alte jetzt nachdenklich. "Man ist wohl ein Beter von ihm?"

Nein, Großvater, ich habe keine Verwandten drüben," sagte ich, merkwürdig bemerkt, der etwas missverständlichen Ausforderung, so weit es nur anging, gerecht zu werden. "Ich komme von weit her."

Wieder traf mich ein lebhafter Blick. Dann nahm der Alte das Thonpfieschen aus dem Munde, spuckte mehrmals mit stiller Erregung auf den Boden und meinte:

Und wegen des Reichsgrafen Erlaucht ist man hergekommen — von weiter?"

"Allerdings," bejahte ich. "Von woher denn?" fuhr der Alte lauernd zu fragen fort, nachdem er einigmal still vor sich hingeknickt hatte.

Von München!" sagte ich mit dem Rechte eines Mannes, der seinen Vorkursfall dajelbst hatte.

Von München," wiederholte er sichtlich angenehm betroffen, mehrmals mit dem Kopfe nickend. "So, von München! Nun," fuhr er aufschauend fort, "da wird man wohl Wichtiges mitzubringen haben und bei Erlaucht vorgelesen werden wollen zur Audienz."

Erjaunt sah ich den Greis an, dessen gebeugter Nacken sich bei diesen Worten stark hob, während seine matten, eingefallenen Züge sich wunderbar belebten. Woher hatte der Alte, — ein richtiger quer- und starkförmiger, dummstüffiger Weislicher Bauer, so eigenartig, föhrrich, bockbeinig und rechtsbärrisch, wie einer an der andern Blies, — woher nahm der schwachsinrige Greis solche Ausdrücke, indem er sich plötzlich mit unerwarteter Kraft und Entschiedenheit von seinem Eise erhob?

"Neben! Neben!" murmelte er vor sich hin, während er so fastigen und festen Trimmte, als ihm die Last der Jahre gestattete, über den Hof der Mühle schritt und in einer, Seitenwärts verschwand.

Während ich dem Alten, etwas betreten, nachschaute, war ein Mann in mittleren Jahren mit wohlbesetzten Kleidern von modern bürgerlichem Schnitt unter die Föhre des Wohnhause herausgetreten.

"Guten Morgen, Herr!" begrüßte er mich freundlich. "Sie kommen von Medelsheim, he?"

"Von Medelsheim."

"Na, was macht man denn drüben?"

"Alles wohl auf. Und wenn Sie der Müller sind, dann soll ich Sie vielmals grüßen."

"Danke schön. Kommen Sie doch herein in die Stube, Herr. Treten Sie ein!" fuhr er fort, und ich konnte nicht

..." fragte der Gemeinbediener. "Wenn das mich Gernit weien is, w'um heit he mit dem noch den süßigen Dag iss Mart Neugeld beben laten?"

"W-a-? Neugeld heit he haben?"

"Ja, iss Mart, un dat ward'n Se doch süßner in'ten, Herr Neugeld, dat id mit mich en Kus von 20-30.000 Mart id'r iss Mart un dat was nach laten, der sit doch gor teen Verhältniß in!"

"Ja — ja — dat himmt woll!" meinte der Neugeldmann. "Na — wat meenen Se denn, dat Se hebben müssen, um den Handel rückgängig zu maken?"

"Ja," erklärte der Gemeinbediener nach einigen Weinen, "en hunnert Mart müssen doch den Neugeld wegen für mit dorthi affallen!"

"Na, id woll mal an den Mann fahen, denn ward woll Storbheit in de Got' kamen!" und damit entließ der Neugeldmann Vater und Tochter.

Um die Sache nach aus der Welt zu schaffen, schrieb er sofort an den Vater, daß der Gemeinbediener bei ihm gewesen, und sich bereit erklärt habe, für ein Neugeld von hundert Mart von dem Handel zurückzutreten; er möge sich über den wahren Sachverhalt äußern. Schon ganz in der Nähe am anderen Morgen erwiderte ein Bauer in dem Geschäftszimmer des Neugeldmannes und sagte: "Id woll de hunnert Mart betahlen." — Der Neugeldmann, der nicht entfernt daran dachte, daß dies mit der oben erzählten Geschichte zusammenhängen könne, antwortete: "Dorwun wet id nit. Se wollt woll to den Zuhilfzoh Mart." — "Ne, ne, sind Se denn nicht de Neugeldmann?" — "Ja, de bin

unbin, seiner Einladung zu folgen. Ihrer Sprache nach sind Sie ein Vorderpfläzer, als ob der Weinland. Aber mit althaischerischem Weisgeschmack, als ob Sie lange in München gelebt hätten."

Seine Aufmunterung befriedigend, steifte ich mich, daß ich zu Besuch in der heimlichen Pfalz weile, um mir einmal das eigentliche Weislich anzusehen.

Da thun Sie recht," meinte er, indem er mit meine Reisetasche abnahm und auch die Frau Müllerin herbeirief. "Unser Weislich ist so süßlich nicht, wenn der Vorderpfläzer auch die Haut davor schaudert. Sehen Sie sich unser Viehsial an, ob sich da nicht leben läßt."

Damit war er an den Esstisch von Rumpstuhls getreten, dessen offener Schenkel eine Kellerschlüssel und ein Schoppenglas entnahm, ganz wie in der weinreichen Vorderpfalz, wenn ein Gast ins Haus tritt.

"Na!" wandte er sich an mich, "was trinken wir, weissen oder roten?"

"Bitte, meinetwegen sollen Sie nicht in den Keller."

"Ach was! Aber vielleicht fürchten Sie sich vor unserem Weislicher Trunk. Na, mit forher Traminer können wir nicht aufwarten; aber unser Weinheimer Rother, unser Rheinmer Bi", wie wir hier an der Blies sagen, kann sich sehen lassen. So ein Glas Rothwein schadet auch am Vormittag nichts."

Damit ging er in den Keller.

Selbstam! Kaum war ich als Willkürer ins Haus getreten, hatte meinen Namen noch nicht genannt, wurde ich schon als Gastfreund behandelt. Die Müllerin plauderte mit dem Unbekannten, wie mit einem Verwandten: die aus- und einlaufenden Kinder nannten mich Vetter. Hier schien mit dem Weinbau auch die reinigliche Gastfreundschaft eingelebter, und nun muthete mich alles heimlich an. Die aufzunehmende Stommode, der Esstisch mit Gläsern, Krügen und Föhschüsseln im offenen Fach, der hohe Ubrrenständer, der zugleich als Aufbewahrungsort der Spazierschöle diente: Alles wie daheim.

Als der Müller mit der Purpurstut im hohen Glase zurückkehrte, auf meine Gesundheit trank und es mir dann zubrachte, fand ich den Wein gut.

"He?" sagte er. "Na, wie schmeckt er?"

"Burgunder," befestenete ich. "Wahrhaftig, Burgunder!"

"Sehen Sie," meinte der Müller mit Gemuthung, "das Weinden hat auch schon seinen schönen Preis. Und nun, etwas zum Anspöhere", wie sie in der Vorderpfalz sagen. Es trinkt sich besser!" legte er hinzu, während seine Frau sich schon beistellte, auf Porzellantellern schmackhaften Schinken, schönes Weizenbrot und Wahnüsse aufzutragen.

Da es hier galt, ohne Zerret zuzugreifen, wenn ich nicht gegen die Gastfreundschaft verstoßen wollte, kümperte ich, trank und ließ es mir schmecken. Zuweilen, wenn draussen Räber rasselten, Peitschen knallten, Bauernfuhrer durch das Hofthor hereinkamen, trat der Müller ans Fenster, um den mehrlweisen Müthsredeten zuzurufen, oder ging auf kurze Weite hinaus, um das Ab- und Aufsaden anzunorden, kam jedoch wieder stinl herein.

id. — "Na, un id bin de Vier Jochen Timm, un will de hunnert Mart betahlen, van de mit ich schreben hebbt."

"Neuer, min beste Mann! wollt Se denn würlich de hunnert Mart betahlen, un dat mit lewens up'n Wegsch anamen laten?"

"Id woll mit woll warden!" rief der Bauer, de Dastopp wot, dat dat Gernit weien is, un denn bin id mit Hoffid, de dorthigigig Mart werth is, für tweehunnert Mart los!"

"Na, id himm ward' doch nit ward'n!" erwiderte der Neugeldmann, "äwer nu leggen Se mal, wo is de Geisich denn nu egentlich weien?"

"Oh Gott," sagte der Bauer, "wi hebbt in'n Döpp den olen Klaskom immer so'n Beil für'n Marten, un es he mit leht leggt, de wull de ol Trum Marten ehr Rath fähen, segg id. Wed mit tweehunnert Mart für mit'n Kus, denn slab id id dat gewis nit to! De Dastopp heit denn, nit id, id woll nicht hört, un sleibt darop in! Na, id vertell nach den Spas in'n strog. Dumm leggt der Ortsdörsticher to mi: 'Mnich', seggt he, 'bed em glets iss Mart Neugeld, dat Du do weller von of kommt; he is kunnabel un wort, dat dat ein Gernit weien is, un dat id dat Du Hoff follen kann, hebbt mi erit förtling in ein Beil to weter fregen.' Spas döpp up stums nit mehr mart warden!"

un dormit wist he mit dat Kieler Blad. Na, id frog dat denn io of mit de Angst, un let em iss Mart Neugeld beben, äwer richtig de Schwastopp heit dat für Gernit namen, un nu will id lewens de hunnert Mart betahlen, dat id in Geden dun em affam."

Das Pflanzen der Kartoffeln.

Bei dem Gerannnen der Pflanzzeit für Kartoffeln möchte ich anempfehlen, die Saatkartoffeln ganz flach zu legen, und zwar so, daß sie eben mit Erde bedeckt sind. Zum Keimen hat die Kartoffel genügende Luft, und für später erhält sie durch Bedecken und Behäufeln die nötige Bedeckung. Am grellsten habe ich den Unterschied zwischen dem flachen und tiefen Legen der Saatkartoffeln in sogenannten neuen Säubern beobachtet können, wo auf einem Plane die festgelegten und scharf geäußelten Kartoffeln zur Hälfte und mehr krank und faul waren, während sich zwischen den flachgelegten nicht eine umgebinde Kartoffel vorfand. Auch Weisgum und Güte der von mir geernteten Kartoffeln waren weit besser, als bei den aus tiefergelegter Saat geernteten Kartoffeln.

Der erste Ausflug der Bienen.

Wie die Thätigkeit in Feld und Garten nach einem langen, schier endlosen Winter nun endlich beginnen kann, so naht auch die Zeit, wo für den Bienezüchter die Arbeit beginnt. Ende März und Anfang April, je nach dem Stande des Wetters, machen die Bienen gewöhnlich ihren ersten Ausflug. Jede eines guten Bienezüchters ist es ja nun, dafür zu sorgen, daß nicht durch zu dicke, warme Winterumhüllungen der Erde der Ausflug zu früh stattfindet, jedenfalls ist aber Vorrecht notwendig, und mit Recht wohl getroffen, wenn der ersten warmen Frühlingstags die Bienen aus dem Stocke zu lassen, und der erste Flug der Bienen zu erwarten ist, vor den Ständen den Schnee wegzuföhren und den kalten Boden mit Brettern und Stroß zu bedecken, damit etwa herabfallende Bienen nicht erstarren und zugrunde gehen. Der erste Ausflug der Bienen ist bekanntlich nur der Keimflug, die Biene erlernt sich ihres Urtages, der sich während des Winters in ihrem Leibe angestammelt hat. Am Abend des ersten und zweiten Ausfluges fliegen sich dann die Bienezüchter überlegen, welche Schwärme etwa krank sind. Man legt zu dem Zweck einen Dörr an den Stock, ist es drinnen unruhig, ist nicht nur ein leichtes Flügelsummen, sondern eine wilde Unruhe zu hören, so ist das Volk krank, wehlos u. i. v. Vorläufig merke man sich die betreffenden Stände an.

Erkenntnis des Heibelbeerfarbstoffes.

Man kann zur Erkennung des Heibelbeerfarbstoffes nur Brechweinsteinlösung benutzen. Entschl ein Nöthwein 30 Pros. Heibelbeerfarbstoff, so tritt bei Zusatz von kalkhaltiger Brechweinsteinlösung sofort eine deutliche blauvöthliche Farbe ein; selbst ein Zusatz von 20 Pros. Heibelbeerfarbstoff kann noch auf diese Weise konstatirt werden, wenn man die Probe über Nacht stehen läßt. Der Nachweis eines Heibelbeerfarbstoffes ist schwieriger; durch Brechweinsteinlösung kann man noch 40 Pros. Heibelbeerfarbstoff im Nöthwein nachweisen, läßt man ihn über Nacht stehen, sogar 30 Pros. Es lassen sich also mit Hilfe dieser Reaktion mittelst Brechweinsteinlösung weitestens gröbere Fälschungen mit Heibelbeerfarbstoffen.

Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 201.

von S. Hülken in Berlin.



Wißt nicht an und legt im 3. Zuge matt. (4+3)









zungenen Haltung, in die er alles zu legen strebte, was er für vornehm hielt, da er den Ausbruch hoffärtig selbsthaften Bauernholzes mit Würde verniederte.

Ich hätte auslachen mögen, wäre das Mißfällige nicht so sehr herozogen. Es erregte zu viel Mitleid, um lächerlich zu erscheinen. Die Thorheit des Alters wirkt nie erheiternd... Wie aber, wenn ich es hier mit einer Geistesgehortheit zu thun hatte? Ich glaubte sie in dem Witz des unheimlichen Greises in der That zu erkennen... Kurz, es stellten sich unbehagliche Regungen in mir ein, als der so wunderbar heraufgestaffte Greis mich längere Zeit erwartungsvoll anstarrte und dann seiner Dose eine gewöhnliche Priße entnahm. Er schien damit seine Ungebild bescheidigten zu wollen, bis er plötzlich im erzwingenden Hochdeutsch heraufspolterte:

„Na, wo bleibt denn die Wertschaft? He? Oder seht das Mühsüß? Was hat man mir zu melden, he? Warum thut man's nicht sagen, ob man bald kommen wird? He? Daß ich nicht schon lange genug gewartet? Pöb Parapluie und kein End'. Das hört sich auf, sag ich, das muß ein End' nehmen!“

Er sah mich nach jedem He an, als wollte er mir zum Sprechen Zeit lassen, doch war mir nicht möglich, auf diese Frage einzugehen, ihn in seiner Lärmigkeit zu bestärken, um auch nur im Scherz etwa zu erwidern: „Zu Beschl, Erlaucht!“

Da er keine Antwort erhielt, fuhr er ärgerlich und polternd fort:

„Doch he? Bin ich der Reichsgraf Jodel oder bin ich der Reichsgraf Jodel nicht?“

Ich hätte wohl erwidern können: „Ja, der Jodel mögt Ihr sein!“ Allein ich fand kein Wort, um auszubringen, wie mir zumute war. Und, als ob er mich unumwunden überzeugen und jeden Zweifel heben wollte, begann er in demselben unwilligen Ton:

„Da höre einer, wenn er Ohren hat, da seht' einer, wenn er Augen hat, da komme einer her, da guck' einer.“

Indem er, hastig den Schlüssel drehend, einen der Fußbaumschranke an der Zimmerwand aufschloß, riß er dessen Thürflügel zurück, so daß, zu meinem neuen Entsetzen, darinnen hängende Prachtgewänder aus himmelblauem, mit Silberfäden geschmückt Sammet zum Vorschein kamen. Diese zeigte er mir, indem er die Röcke an den Schößen, die Hosen an den Beinen zerrend, aufnahm und mir unter die Nase hielt.

„Das ist auch mein, mein anderes Staatskleid, am Tag der Ankunft zu tragen. Dabei bleibt's, und man fam's hinterbringen, wenn man so viel Grübe im Kopfe hat.“

So sprechend, warf er die Schranke wieder zu, schloß ab, während ich, noch immer verblüfft und außer Fassung, unwillkürlich heraufstieß:

„Ach werde mir's hinter die Ohren schreiben.“

Nun weiß ich nicht, wie ich gerade zu dieser Wendung oder Äußerung gelangte, wohl aber, wie mich der Alte hierauf

balb von rechts, bald von links betrachtete; wie er dann mit einem Nicken, das keinerlei Verhörtheit, nur Verwirrtheit verriet, nochmals meine — beiläufig gesagt, etwas vom Kopfe abtönende — Ohren beguckte, um darauf mit Trockenheit zu äußern:

„Plag ist da!“  
Das Blut schoß mir zu Kopf. Kreuzdonner! Kopfte er mich! Während ich mich herüber empörte, kehrte er sich ruhig um und verschwand hinter der Thür in den Hintergrund, um nicht wieder zum Vorschein zu kommen.

Man war entlassen, die Audienz bei Seiner Durchlaucht beendet, ich ungnädig verabschiedet.

Nicht ohne unmutige Beschämung kehrte ich durch den langen Gang nach der Wohnstube zurück. Aller Augen waren schweigend auf mich gerichtet, ohne daß jemand eine Frage stellte. Hatte man im voraus gewußt, wie mir's ergehe, und sein Spiel mit mir getrieben?

Der Lehrer stand an der Kommode und strich mit der Bürste behächtig und aufmerksam an seinem Hut herum. Eine peinliche Mühe verließ, bis er auf seine Taschenbrille sah, sie mit dem Finger der Seitenbrille verließ, die Bürste weglegte und der Thür zuschritt.

„Es ist Zeit“, sagte er, „Brechen wir auf. Es mußte denn sein, Sie wollten noch hier bleiben. Ich muß jetzt fort.“

Meine Reistafel umhängend, nahm ich kurzen Abschied. Als mir der Wächter die Hand reichte, sprach er indes mit unmerklicher Herzlichkeit:

„Lassen Sie sich trotz allem das Wiederkommen nicht verdrüßen. Fragen Sie unterwegs den da.“, er deutete dabei auf den Lehrer, „der wird's Ihnen anslegen. Und somit Gott befohlen!“

Kurzsilbig, wortfarg folgte ich meinem Führer — der die untere Hälfte seines Chlinders gegen den Strich gebirft hatte, um den Trauerflor anzudeuten — das Mißfall entlang über das durch seinen Wein und seine Altkühmer bekannte Dorf Reichenau, dann über die weite, saße Höhe, wo auf den Kalkklippen die Wetterkreuze stehen, nach Habrichen hinunter.

Der lothringischen Frauenburg gegenüber, die sich in der trüben Wiese spiegelt, liegt dort unsern der Brücke, auf welcher sich damals bairische Grenzjäger und französische Douaniers noch „bon jour!“ zuriefen, an der Straße nach Saargemünd ein kleines Wirtschaftshaus, dem ein früherer Kollege meines Führers vorstand. Bei einem Glase Wein hörte ich nach der „Leiche“ dort etwas sehr Sonderbares. Was mein Begleiter nicht wußte, ergänzte der Wirth, der mit der langen Pfeife im Munde dabei saß. Es fesselte mich umso mehr, als es mit weltgeschichtlichen Ereignissen zusammenhängt. Und so möge es hier mitgetheilt werden, wie es mir damals berichtet worden ist.

(Fortf. folgt.)

### Heirathsitten der Sulu-Kaffern.

Nichts ist bezeichnender für die Stellung des Weibes bei einem Volke, als die Art und Weise der Eheschließung und die Gebräuche, mit denen das Weib in seine eheliche Stellung eingeführt wird, denn alle Empfindungen, Anschauungen u. dgl. und die Bedeutung und Bestimmung des Weibes, alle Gesichtspunkte, nach denen ihr Werth bestimmt und empfunden wird, und damit die Grundanschauungen über das Familienverhältnis kommen bei der Eheschließung, gleichsam zusammengefaßt, in symbolischen Handlungen, eben den Heirathsitten, zum Ausdruck.

Die Sulu, deren Eheschließung wir heute betrachten wollen, bilden die mächtigste Nation der Kaffern, die wiederum als die bedeutendste Gruppe, vielleicht der Ausgangspunkt und Ursprung jener großen südafrikanischen Völkerfamilie angesehen sind, welche man Bantu, richtiger Aba-ntu (d. h. wörtlich: Menschen) nennt. Die Sulu sind eine Hirten- und Krieger-volk, bei welchem der Ackerbau nur eine untergeordnete Rolle spielt. An der Spitze der Völkerfamilie steht der König mit despotischer Gewalt; die Unterthanen sind persönlich des Eigentums, nicht nur Knechte des Königs; die Völkerfamilie ist in Stämme getheilt, an deren Spitze wiederum Häuptlinge mit despotischer Gewalt stehen, d. h. sie sind nach oben Sklaven des Königs, nach unten desto schwächeren Tyrannen für ihre Unterthanen. Die Stämme bestehen aus einzelnen Familien, in denen der Vater wiederum, wenn auch Sklave und Eigentum des Häuptlings und des Königs, Despot und Tyrann gegen seine Frauen und Kinder ist. Dies System geht also von oben herab durch das ganze Volk: nach unten Sklave, nach unten Despot, und der einzige freie Mann ist der König. Selbstredend aber hat dieser Despotismus nicht nur den Charakter des Volkes umgewandelt, sondern auch das Familienleben mit seinem entmenschen den Geist durchdrungen, oder richtiger, dem Geheissen eines wahren Familienlebens den Boden entzogen. Ein anderer Umstand hat dem Aufkommen eines würdigen Familienlebens den Rest gegeben: das ist die militärische Organisation der Sulu, die durch ihre Verbindung mit dem Despotismus, am besten dadurch, daß dieselbe auf Kosten des Familienlebens, auf Kosten der Landwirtschaft und aller Erwerbszweige unverhältnismäßig in den Vordergrund tritt, das Fundament der Nation, die Familie zerstört.

Jeder Sulu ist, als persönliches Eigentum des Königs, auch Soldat, und zwar vom Jünglingsalter bis zum Tode. Die Truppen sind nach Altersklassen und Waffengattung in Truppenteile und Regimente getheilt. Die unverheirateten Männer bilden besondere Regimente und werden bei ihrer Verheirathung in die Regimente der Ehe männer und Familienväter versetzt. Bewaffnung, Kleidung, oder richtiger, kriegerischer Putz sind bezüglich der Herstellung, Stoff, Art der Anlegung u. auf das Genaueste vom König vorgeschrieben, ebenjo Haartracht und Länge der Haare. Wie in dem preussischen Heere sieht in einem Sulu-Regimente ein Krieger genau wie der andere aus; sie stehen und marschiren musterhaft in Reih und Glied, kurz, sie sind einengiert wie preussische Soldaten, vor allem aber in regelrechten Manövern zum praktischen Felddienst ausgeübt und darin den englischen Truppen weit überlegen. Aber — mit welchen Mitteln ist dies erreicht? Der König ist in eigener Person der oberste Drillmeister. Das Militärreglement ist blutig. Ein Kriegeresgeheiß nicht. Launen des Despoten diktiert Strafen und zwar meist blutige Strafen: Hinrichtung oder Verhimmlung, seltener (als „Gnadenact“) Prügeln. Als König Panda einst die Truppen musterte, sah er einen Krieger, dessen Hand einige Centimeter zu lang war; er ließ ihn vor die Front treten und auf dem Fuß niederstrecken. „So ist's recht!“ rief Panda, und wußte das Volk sonst da, wenn es nicht geblendet werden soll, sobald es der König befehlt!

Diese Thatsache sagt mehr als viele Schilderung. Selbstredend darf kein Sulu ohne spezielle Erlaubnis des Königs heirathen. Der König verweigert es nie, denn es ist ja sein eigener Vortheil. „Unterthanen und Soldaten zu züchten“, wohl aber bestimmt er den Zeitpunkt, denn derselbe richtet sich danach, ob die mit der Heirath verbundene Verletzung in ein anderes Regiment gerade paßt.

Polygamie ist allgemein bei den Sulu und wird vom König gen. gegeben. Natürlich können nur die Wohlhabenden, die viel Vieh besitzen, in Polygamie leben, denn die Frau wird gekauft, und der Brautpreis besteht in — Ochsen und Kühen! Das Mädchen, die Frau, die Mutter, sie ist und bleibt ewig eine willkürliche Sache, die verhandelt wird! Als persönliches Eigentum des Vaters wird sie von dem Bewerber als persönliches Eigentum gekauft. Zwar wollen die Sulu den Ausbruch „Kauf“ nicht dafür angewendet wissen, sondern sprechen nur von einem Brautgeschenk; das ändert aber nichts an der Thatsache, daß eben ohne dieses „Brautgeschenk“ an Ochsen und Kühen, deren Zahl der Vater des Mädchens bestimmt, keine Frau zu erhalten ist.

Ein Beispiel für einen Rest sittlichen Fühlens ist der Umstand, daß, wenn ein Sulu sich mit einer Frau begnügt, dieser das Leben hindurch treu bleibt und sie als Lebensgefährtin behandelt, dies von den Stammesgenossen als ein Beispiel hoher Tugend gedacht, wenn auch aus Mangel entsprechender moralischer Kraft leicht nachgegeben wird. — Am seltsamsten aber ist es, wie die Sulu-Mädchen selbst über den Kauf und die Brautwerbung denken.

Ein kompetent Urtheiler, Ernst v. Meber, erzählt folgendes: „Eines Tages fragte ich Samaki, ein hübsches junges Mädchen, warum sie noch immer nicht den Amaki, den sie hoch zu lieben scheine, heirathete, obwohl er sich eifrig um sie bewerte. Sie antwortete traurig, daß sie ihn nicht heirathen dürfe, da er nur zehn Kühe für sie geben könne, ihr Vater indes fünfzehn Kühe haben wollte. Sie meinte, es sei doch recht hart von ihrem Vater, daß er um fünf Kühe mehr oder weniger das Glück seiner Tochter zerreißen wolle, und glaubte mit diesen Worten und meinem aufrichtigen Mitgeföh eine Saite in ihrem Gemüthe berührt zu haben, die ein Echo gäbe. Wer beschreibe aber mein Entsetzen, als ich sah, daß sie meine Worte als Beleidigung empfand! — „Was? rief sie erregt, mein Vater sollte mich also wirklich für zehn Kühe hergeben, nicht wahr? Das sollte gerade noch! Bin ich nicht mehr werth als Elisi, für die in voriger Woche der Tambuli-Häuptling zwölf Kühe bezahlt hat? — „Was? rief sie erregt, mein Vater sollte mich also wirklich für zehn Kühe hergeben, nicht wahr? Ja, ich finde, er dürfte dreißig zwanzig Kühe für mich verlangen, denn ich bin es werth!“

Die Brautwerbung, die Eheschließung, bei uns (und auch bei manchem anderen, andersartigen und anderlegigen Volke) der weiblichsten Augenblick unseres Lebens, ein leichter, heiliger Sonnen-Tag, dessen verklärtes goldenes Licht die düsterste Schwelmsnacht durchdringt und noch den Abend unseres Lebens erleuchtet, die höchste und vielleicht einzige Höhe unseres Lebens, die Ehe, bei uns der Urquell alles Lebens, des sittlichen, seelischen Lebens, ist bei den Kaffern höchstübellich zum elenden — Viehgeschäft herabgewürdigt. Das Kaffernmädchen kennt und fühlt nichts von weiblicher Würde, von einem weiblichen Lebensberuf. Woher sollten sie es auch: als Kind schon ist sie Sklavin der Wirther und des Hauptmannes, genobnt, stets als willenlose Sache behandelt zu werden. Trodem sind die Töchter in der Familie gern gesehen, aber stets nur als Waare, die dem Hausvater nach und nach wieder einbringt, was er selbst einst für die Mutter, sein Weib, an Ochsen und Kühen bezahlt hat! Da nun bei den Sulu (mit vereinzelt Ausnahmen) nicht die Liebe, sondern — um deutsch zu reden — das kindliche die Watten zusammenführt, so kommt es meist, daß ältere und daher wohlhabendere Männer, die längst das kräftigste Mannesalter hinter sich und eine Reihe verblühter Frauen neben sich haben, die schönsten jungen Mädchen erkaufen (denn die Kaffern heirathen, so lange sie leben), während die jungen Männer im heirathsfähigen Alter, wo sie weniger Vieh besitzen, meist mit sehr alten, Wärdchen sich begnügen müssen. Diese und zahllose andere aus dem Viehgeschäft resultirende Mißstände machen natürlich jedes Familienverhältnis als Grundlage eines sittlichen, menschlichen Lebens unmöglich.

Das Kaffernmädchen wird aber nicht nur für Vieh erhandelt, sondern bei der Ueberlieferung in das Heim des Gatten auch

B. v. Bressentin mit einer solchen „Meine letzte Mausichelle“ an die köstliche Viehbesuche eines jungen Bienenstamms hat S. v. Plandner unter dem Titel „Eine glückliche Bienenfamilie“ beigetragen, Niedermann, ein Wiener Humorist, erzählt in „Meffors Witz“ eine prächtige Anekdote aus den Tagen der Anwesenheit Voltaires an preussischen Hofe, Raymond Maye weist eine fommige Bienenhausgeschichte zu berichten, und A. Neumann schildert die Leben und Treden des Bienen eines ersten Kindes. Diese Broschüren sind von launigen Gedichten, von van Hoff, Max Caro, Vitten, Wäffcher, Julius Stettin, von van Gumb, u. a. begleitet. Alle Buchhandlungen und Buchhändler nehmen Abonnement zum Preise von 3 M. pro Vierteljahr (6 Heft) entgegen.

\* Anna Karbenberg, Historischer Roman von S. F. Enwald. Aus dem Dänischen überlegt von Stefanie Göpfer, Friedr. v. d. r. Verthes, 1888. Preis 6 M. Der Däne ergreift eine gewisse Stoff, der keineswegs nur auf lagenhafter Ueberlieferung, sondern seinem Kerne nach auf geschichtlicher Thatsache beruht, findet hier eine ebenjo geschichte, als würdige Darstellung. Treffend ist die Gluth der Leidenschaft gezeichnet, aber auch der Stimme der Pflicht und der besonnenen Ueberlieferung wird ein bereicherter Ausdruck verliehen. Die Durchdringung in einzelnen geschichtl. in so hinreichender Weise, daß die Wahrheit der Hauptvorgänge dadurch noch einleuchtender zu werden scheint. Das Buch wird sowohl von jenen Ipanenben Gegenstandes willen, als wegen der

psychologischen Wahrheit, mit welcher derselbe behandelt worden ist, jedenfalls mit Interesse und Theilnahme gelesen werden.

\* Heft 23/24 des 25. Jahrgangs der Deutschen Romanzeitung, redigirt von Otto v. Lixner, Verlag von Otto v. Lixner in Berlin, hat folgenden Inhalt: „Monnes Recht“, Novelle von A. Blothorn, Schluß. — „Imo Sturm“, Historischer Roman von Paul Wlad. Fortf. — „Die Brandous“, Roman von A. Marby. — Feuilleton: Eine Vestungsbepose. — Wieder eine bunte Schüssel. Aufgert. von D. v. L. — Martin Greis neue Dramen. Von Bernhard Stern. — Gedanken. Von Oswald Otto. — D. sage noch. Von Wilhelm Gahn. — Schenke und Friedrich. Von Hans Grahner. — Nur ein Zwölfen. Von D. Meißel. — Aus der Kunstausstellung. Von D. v. L. — Frühlings Erwachen. Von Richard v. Willert. — In der Streitfrage. — Vermischtes. — Briefkasten.

\* Kaiser Wilhelm der Deutsche. Gedächtnisrede, gehalten zu Warburg am 22. März 1888 von Theodor Birr, Professor der slav. Philologie. Warburg. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1888.